

Und der schwache Schimmer im Osten stieg auf in den grenzenlosen Himmel hinter Sant’Oliva und der Ferla, hinter der unendlichen Weite der Felder, er breitete sich aus – denn jedes Gestirn, jede Jahreszeit kehrt wieder zur rechten Zeit, nur den Vergänglichen, den Sterbenden wird die Rückkehr verwehrt, wir sind Kinder eines grausamen Gottes, was soll’s.

Der kalte Vollmond ging auf und enthüllte die Welt, die sturmtosteten Klippen und das Meer an der Calura, deutlich waren die silbernen Baumkronen zu erkennen, die Stämme der Olivenbäume. Sie schaukelten hin und her auf dem Hügel von Santa Barbara, oben, auf dem Abhang, auf der schmalen Ebene, im Widerschein des sanften quecksilberfarbenen Lichts, als ob sie frei von Wurzeln zu tanzen versuchten, ein stummer Zug, rau, voller Falten, gebeugt vom Blitzschlag, gesprenkelt, fleckig vom Baumfraß, wuchernd oder krumm, in sich versunken und seufzend.

Es steigt, steigt zum Himmel ein Wirbel von Glühwürmchen, der Mond, ein gespenstisch weißes Stück Zinkblech, er steigt auf und verursacht Gezeiten, Unruhe, Aufruhr und Trauer – wenn langsam und unerbittlich sein Zunehmen die Zuversicht dämpft, die Ruhe stört, an den Rand der steilen Abhänge treibt, zu den dunklen tiefen Räumen der Melancholie, sobald der Höhepunkt erreicht ist, der Mond wieder abnimmt, das Maß zum Überlaufen bringt, und der Vollmond, der plötzlich keiner mehr ist, in Schrecken versinken, in Angst ertrinken lässt.

Die Tür eines Hauses öffnete sich, und lautes Heulen zerriss die Stille, die über den Feldern lag, es war voller Verzweiflung und Schmerz, Schmerz der Zeit, vor dem es kein Entrinnen gab. Ein Schatten wälzte sich unter dem Mond, zwischen den Brombeersträuchern und dem Kalkgestein. Er lief, Mensch oder Tier, wie bedrängt, wie verfolgt von anderen Tieren oder unsichtbaren Dämonen. Und

er weckte mit seinem Jammern, mit seinen traurigen Klagen Vögel Hunde Ziegen. Dann ertönte ein Konzert, ein Gekreisch, ein Gewinsel, ein Geblöke, wie wenn im Morgengrauen die Welt wieder erwacht oder eine Überschwemmung, ein Erdbeben sich ankündigt durch leichten Wind, wenn die Erde verhalten zittert.

In den abgelegenen Häusern oben auf dem Hügel, aufgeschreckt aus stärkendem Schlaf, glaubten sie, es seien die Schritte von zwielichtigen Gestalten, Dieben oder Landstreichern, die sich im Schutz der Finsternis ungestört tummeln.

Die Lichter wurden angezündet, die Mütter beruhigten die weinenden Säuglinge, gaben ihnen die Brust, die Männer holten die Sensenspieße und Gewehre von der Wand, sie lauschten hinter den verriegelten Türen.

Aber das schreckliche und verzweifelte Heulen bewegte sich hinab, auf das Dorf zu, wurde schwächer und verlor sich am Friedhof, es verstummte beim Aufprall an den Felsen am Fuße der *Rocca*. In diesem Augenblick öffneten sich Fenster, Luken in Türen wurden aufgestoßen, Arme von Frauen mit dem Licht in der Hand reckten sich hinaus in die Nacht (unter dem perlmuttfarbenen Himmel schien es wie der leichte Atem, die sanfte Sehnsucht der Seelen im Fegefeuer).

„Der Werwolf, der Werwolf! ...“, flüsterte man in jedem Haus und erschauerte. Nun war der Werwolf auf der anderen Seite der *tonnara* unterwegs, hinter der Madre-del-Lume-Kirche, dem Leuchtturm, auf der Straße zur Porta Giudecca, dann auf der Straße der Candelora, benannt nach Mariä Lichtmess. Er bewegte sich tastend, winselnd, er schien verwundet, durch und durch, bis ins Innerste seines Herzens verwundet von einer Schuld ohne Ursache, ohne Namen. Und er zerbiss sich die Hände, zerriss sich den Hemdkragen. Das hagere Gesicht unter dem schwarzen Krausbart hatte die Farbe der Malaria.

Der Vollmond tauchte den Himmel in einen wächsernen oder pergamentfarbenen Schimmer, ließ den hoch aufragenden Felsen der *Rocca* erstrahlen, die Festung, den Dom, seine mächtige Apsis über den Kronen der Feigenbäume, der Mandelbäume, der Palmen.

Und die steilen Klippen und das Meer hinter den megalithischen Mauern.

Der Mann ging durch die *pusterla* und stand plötzlich vor den unwirtlichen und wilden Steinmassen, der unendlichen vom Widerschein des Lichts durchfurchten Fläche, über der wie ein Säbel der Leuchtturm hing. In dieser Ödnis, in dieser dumpfen Stille empfand er noch deutlicher die Schuld, den Schrecken – wenn es für uns einen anderen Hafen gibt, wenn unsere Seele, unsere Sehnsucht zu einem anderen Ufer gleitet, so ist sicherlich ein Abglanz davon diese nächtliche und bleiche Erscheinung, dieser elendigliche Anblick, dieser öde Limbus, diese blutleere Existenz, im Feuer, im Züngeln der Flamme ist die Bestimmung des Lebens.

Er fiel auf die Knie, er beugte den Oberkörper nach vorne, streckte die Arme weit von sich, mit der Stirn, mit den Fäusten schlug er auf den Boden, schluchzte und zitterte. Er schien Gott anzuflehen, verzweifelt anzubeten, einen fernen, abwesenden Gott, der gleichgültig und grausam ist, der unbekannt bleibt. Auf sein Schluchzen, auf seine Pein antworteten nur die ersterbenden, langsam von den Klippen zurückgeworfenen Wogen und die träge Stille, träge wie der dumpfe und höhnische Atem dieses Himmels und dieses Meeres.

Er erhob sich, zog hastig die Jacke aus, das Hemd, er wollte gerade auf die höchste Klippe klettern, die über das Wasser nach vorne ragte, als er gepackt, am Gürtel fest gehalten wurde von jemandem, der plötzlich aus dem Schatten herausgetreten war.

„Nein, nein! ...“, schrie dieser.

Der Mann glitt von der Klippe herunter, fiel wieder auf die Knie. Er wurde unter den Achseln gepackt und hochgehoben, er klammerte sich an den Anderen und hielt sich an ihm fest.

„Oh Petro, Sohn ...“, flehte der Mann, den Kopf an dessen Schulter gelehnt.

„Komm, gehn wir nach Hause ...“, sagte Petro zu ihm. „Es ist zu Ende.“

Der Mond, dort oben, machte aus beiden einen einzigen kurzen Schatten, fast glich er einer Pfütze im bleichen Spiegel des Wassers.

Der Vater wandte sich um und schaute einen Augenblick lang das Gestirn an, das bedrohlich über ihm stand, er legte den Arm schützend vor die Augen.

„Nein, nein!“, schrie er dann und riss sich vom Sohn los. „Schnell, flieh! Sieh dich vor ...“, beschwor er ihn, flehte ihn an.

Der junge Mann wich zurück, er schaute in die tief liegenden verwirrten Augen seines Vaters, in sein erdfarbenes Gesicht.

Und der Vater floh hinter das Mauerwerk, wie ein Besessener rannte er die Straße entlang. An der Kreuzung eilte er in Richtung Friedhof. Der Sohn folgte ihm mit einigem Abstand, das Kleiderbündel eng an die Brust gepresst.

Vor der Pforte des Friedhofs begann der Werwolf wieder zu heulen, die Verstorbenen anzurufen, er flehte um Hilfe, Gnade, er wollte sich losreißen von diesem ewig gleichen Schmerz, sich befreien von diesen Leiden, der immer gleichen Leere, der Angst, die auszehrt und nicht aufhört.

„Tod, Tod!“, rief er. „Oh, meine Tura ...“, flehte er die Ehefrau an, die dort begraben lag.

Aber auf dem Friedhof, dem Ort der Stille und der Ruhe, war alles friedlich. Die Zypressen wie aus Bronze oder Stein, die Grabsteine, die Säulen wirkten noch weißer im Mondlicht, war der Mond doch ein Bruder der Grabsteine, der Müdigkeit, des Schlafs, des Vergessens, der verwirrten und umherirrenden Seelen.

Dieser verhärmte Bauer rüttelte mit fürchterlicher Kraft am Gitter, ausgezehrt von Schlaflosigkeit, vom Fasten, von den Qualen, das Gitter knarrte entsetzlich, er wollte es aufreißen, wären da nicht die schwere Kette und das Schloss gewesen, die die zwei Flügel zusammenhielten. Er ließ sich zu Boden fallen, wand sich, krümmte sich, unter leisem Klagen, Speichel tropfte aus seinem Mund. Petro beobachtete ihn heimlich. Er hätte ihm gerne zumindest das Bündel unter den Kopf geschoben, das er an die Brust gepresst hielt, aber er hatte nicht den Mut, sich ihm zu nähern, also wartete er bis dieser letzte und schlimmste Anfall sich legen würde.

Dann streckte der Mann langsam seine Glieder, die Krämpfe ließen nach, die Zuckungen, die Klagen wurden schwächer. Schließ-

lich gab er klein bei, auf dem Rücken liegend, mit ausgebreiteten Armen. Ganz oben, hinter der *Gran Rocca* über der Festung ging nun der Mond unter zwischen den Zinnen, den Pinien, jenseits der Ruinen des Tempels der Diana. Und er beschien noch einmal mit seinem letzten Schein den Friedhof, die nackte Brust, den beklagenswerten, den ausgestreckten und kalten Körper des Kranken.

Die Glocke in der Kirche des hl. Franziskus läutete.

Der Sohn näherte sich ihm, er sprach ihn an, schüttelte ihn.

Nur langsam kam der Vater wieder zu sich. „Was ist?“, fragte er verstört.

„Gehen wir, Pa', es wird hell, die Morgenglocke hat schon geläutet.“

Der betrachtete seine Hände, seine Brust, sah rings umher, starrte auf das Friedhofstor, in die Ferne, dann seufzte er.

„Die heilige Seele deiner Ma' verschone dich vor diesem Los, sie rette dich vor diesem Leiden, der Mondsucht ...“

Petro half ihm beim Aufstehen, beim Anziehen, er stützte ihn die Gasse entlang auf ihrem Heimweg, der in Serpentina hinaufführte zwischen den Olivenbäumen und den Felsen, hinauf in Richtung Santa Barbara, zu ihrem Haus, wo die Töchter waren, die Schwestern.